

Verena Stössinger
Die Gespenstersammlerin

Roman



edition**bücherlese**™

e**b**...

Verena Stössinger
Die Gespenstersammlerin

Roman



edition**bücherlese**'''

Prolog

Sie schwimmt. Das Wasser ist ziemlich kalt. Ein breiter Fluss, eingefasst von hellen Wänden, der sie trägt und führt; und über ihr der Himmel. Nachthimmel.

Sie schwimmt schon lange. Wohin sie will, weiß sie nicht, und die Wände sind auch gar nicht fest: Sie bewegen sich, krümmen sich und schwanken ein wenig oder wiegen sich, besser gesagt, wie Wellen sich krümmen und wiegen. Und jetzt, wo sie der rechten Wand ganz nahe kommt, sieht sie, dass sie beschrieben ist. Eng und klein; alles voll. Buchstaben und Zeichenreihen, im Weitertreiben nicht zu entziffern.

Trotzdem findet sie das tröstlich. Dass selbst hier noch Geschriebenes zu finden ist! Und muss lachen, hört aber gleich wieder damit auf, weil sie Wasser in den Mund bekommt. Salzwasser ist es. Sie hustet es aus. Und die Wände sind weg, um sie herum ist nur noch Wasser, so weit sie sehen kann, weiche Wellen, auf denen das Mondlicht spielt; es fällt schräg ein, der Mond ist rund und seltsamerweise grün, grün wie ein Echsenauge, aber bevor sie richtig darüber nachdenken kann, sieht sie das Boot.

Es schaukelt auf den Wellen und ist ziemlich nah. Vielleicht kann sie damit zurückfahren? Sie ist auf einmal müde. Sie schwimmt darauf zu. Und erreicht

das Boot; es ist leer. Sie greift nach der Kante, packt sie und zieht sich daran hoch – es braucht Kraft, sie ist ja nass und noch in allen Kleidern, aber dann kippt das Boot und fällt über sie mitsamt den Rudern, die darin lagen.



»Willkommen!«, sagt sie und hebt die heiße Tasse. Es hört sich gut an, und sie sagt es gleich noch einmal. Auch wenn ihr niemand antworten kann.

In der Dachstube ist es warm und still. Nur der Kühl-schrank röchelt manchmal vor sich hin, als holte er Atem, und zittert nachher aus. Wie ein Tier, das träumt, und der Raum wäre seine Höhle. Sie wird es gut haben hier, denkt sie, sie fühlte sich jedenfalls gleich wohl, als sie das Haus betrat, auch wenn in ihrem Kopf noch immer dieser seltsame Ton ist. Ein helles Surren, als wären da Fliegen eingesperrt. Aber das ist wohl die Müdigkeit. Ist es ein Wunder, nach der heftigen letzten Zeit und dem langen Tag? Sie ist sehr früh im Dunkeln losgefahren, erst am Flughafen

wurde es langsam hell, und beim Umsteigen gab es nur künstliches Licht und viel zu viel Parfüm. Es war eine Erleichterung, endlich das grüne Schild auf der Abflugtafel aufblinken zu sehen. *Go to gate*. Und dort war es dann laut und fröhlich. Die Passagiere schienen sich alle zu kennen, und im Flieger wurde weitergeredet und gelacht, zu verstehen war kaum etwas, das Surren und Summen der Triebwerke überdeckte alles, aber sie sah, wie Bilder herumgereicht wurden, Süßigkeiten, Zeitschriften, und man prostete sich über die Sitzreihen hin zu. Selbst während der Turbulenzen, die ihr in den Magen fuhren. Auch die Stewardessen gingen unbeirrt weiter hin und her; sie verteilten Brötchen mit Lachs und Blätterteiggebäck, das so frisch war, dass es einem fast schon in der Hand zerkrümelte, und freigebig schenkten sie dazu Getränke aus. Kaffee, Tee, Tomatensaft, Cola, was immer man wollte. Auch Alkohol. Bier und Wein und Schnaps. Alles gratis; es war gar keine Frage. Und kurz vor der Landung trugen sie schließlich noch Duty-free-Tüten, aus denen es stumpf klirrte, durch den schmalen Gang und verteilten sie mit einem verschwörerischen Lächeln. Sie schaute zu; saß an das blinde Fenster gelehnt, die Wand in ihrem Rücken vibrierte, sie musste nichts tun und nichts sagen, war einfach da und genoss das.

Der Kaffee ist jetzt trinkheiß. Er tut gut nach den Bieren zwischen den Wolken, auch wenn er anders schmeckt als zu Hause, fader und strenger, fast so, als sei die Tasse aus Blech. Obwohl es ihre Kaffeesor-

te ist, sie hat die gemahlene Bohnen ja mitgebracht. Vielleicht, weil sie keine Milch dazu hat? Bloß Zucker aus dem Tütchen vom Flugzeug. Oder liegt es am Wasser? Hat sie nicht einmal gelesen, dass die englische Königin auf ihre Reisen nicht nur ihren Tee mitzunehmen pflegt, sondern auch ganze Kanister mit einheimischem Wasser?

Sie sitzt am Tisch und hat die Hände um die Tasse gelegt. Vor ihr ist das Fenster, aus dem sie, wenn sie steht, auf das Meer, die Hafengebucht und die Innenstadt hinuntersieht, auf ihre Straße mit den wenigen Straßenlampen, umgeben von rötlich-gelben und grünlichen Lichtpunkten und Lichtstreifen, ausgebreitet wie auf einem glitzernden, leicht gewellten Tuch. Hinter der Hafengebucht, auf der Mole, sind Scheinwerfer, die sich lang im Wasser spiegeln; ein Schiff liegt quer darin, sehr hell beleuchtet. Und links steht ein kleiner Leuchtturm, der seinen Lichtkegel über die Stadt streifen lässt, als taste er sie ab.

Das Fenster ist ziemlich groß. Holzleisten teilen es auf in zwölf quadratische Scheiben, vier längs und drei in der Höhe. Zwölf. Jetzt, da sie sitzt, sind sie dunkel und nassglänzend gestreift; nur in der untersten Reihe sieht sie sich mit ihrer Tasse, interessant ins Licht gerückt von der Tischlampe, und rechts winkt noch ein dürrer Ast ins Bild. Er hat warzenartige Knötchen und kleine runde Zapfen. Der Baum muss direkt am Haus stehen.

Es ist gerade erst Abend geworden, aber schon lange dunkel (ein Gefühl, als habe jemand behutsam das

Licht ausgemacht). Die Zeit hat nichts Selbstverständliches mehr; sie muss immer auf die Uhr schauen, um zu sehen, wie spät es ist. Wie lange sitzt sie schon da? Die Tasse fühlt sich inzwischen lauwarm an. Wie lange ist sie schon hier? Die Landung auf dem kleinen Rollfeld gelang noch in grauem Regenglicht; aber als sie mit ihrem Gepäck aus dem Flughafengebäude trat, war es schon fast dunkel. Dabei war es erst vier Uhr. Und auf der Fahrt in die Hauptstadt hat sie dann vor allem Straßenlampen gesehen, Tunnelbeleuchtungen, Autolichter und kurze Stücke beleuchteter Straßen, die sich irgendwohin wegschlingelten, und in den Siedlungen, die der Bus durchfuhr, helle Fenster. Einmal rechts eine auffallende Kirche (weiß, die Fenster und Seitenwände von dunklen Kanten eingefasst und das Dach sehr rot, alles beleuchtet); dann wieder Schaufenster, Ladenschilder, eine Tankstelle und hier und dort blinkende Punkte, rote und gelbe. Signale? Leuchtfeuer? Was immer. Keine Möglichkeit, die Landschaft abzugleichen mit den Bildern, die sie davon im Kopf hat; aber bald kann sie sich umsehen.

Lange.

Am liebsten würde sie ein wenig singen, so erleichtert fühlt sie sich, aber singen kann sie nicht. Schon gar nicht so gut wie die Leute am Flughafen. Im kleinen Eckraum, in dem eine ganze Weile darauf gewartet werden musste, dass die Koffer durch eine Luke in der Wand hereingefahren wurden, hatte sich nämlich auf einmal eine Gruppe formiert und zu singen begonnen. Vielstimmig; wunderschön. Sangen

wie Engel; trotz der Windjacken, Mützen und kräftigen Schuhe. Das sei der beste Chor der Inseln, erklärte ihr eine Frau in sorgfältigem Englisch: eben zurück von einer Konzertreise nach Finnland. *Havnar-kórið*. »Der Hafenchor«. Hat sie wirklich Hafenchor gesagt? Die Musik klang nach Barock und Kirche. »Aber natürlich nicht der einzige! Hier wird sehr viel gesungen«, sagte die Frau, »wir haben lange genug nur unsere Stimmen gehabt.«

Alles nutzen, was man hat, und sich behaupten. Auch wenn niemand darauf gewartet hat. Das hat ihr schon immer imponiert, wenn sie an die Inseln dachte. Das heißt: von ihnen las. Und jetzt ist sie hier und mittendrin. Sie kann es noch gar nicht fassen. Endlich hier und für sich, und es hat alles geklappt. Sie ist losgeflogen und angekommen, hat die beiden Koffer ausgepackt, eine trockene Hose angezogen und die Haare geföhnt – denn obwohl sie immer nur kurz dem Regen ausgesetzt war, vom Flughafengebäude zum Bus, von der Bushaltestelle zum Taxi, vom Taxi zum Hauseingang, war schließlich alles an ihr feucht und klamm.

Wahrscheinlich hat sie gut daran getan, so viel Warmes einzupacken, denkt sie; auch wenn man damit nicht besonders toll aussieht. Sie schaut auf die verregneten Fensterscheiben. Jetzt laufen die Tropfen quer über das Glas, von rechts nach links und ziemlich schnell. Aber Schnee gibt es keinen. Sie hatte Schnee erwartet, Schnee und Eis; schließlich ist Januar, und da, wo sie herkommt (weit im Süden), liegt er sogar in den Städten. Aber hier regnet es

bloß; vorhin war es ein heftiger Schwall, es hörte sich an, als würden Nägel ans Fenster geworfen.

Schon sieben Uhr. Zu Hause würde jetzt gegessen, fällt ihr ein, und plötzlich hat sie Hunger. Sie hat noch ein Stück Baguette, belegt mit Camembert, zwei Bananen und ein Paar Trockenwürste, sie holt sich alles auf den Tisch und isst. Trinkt Kaffee dazu, auch wenn der fast schon kalt ist. Auf Tütensuppe hat sie keine Lust. Aber das Essen tut gut, und das Surren in ihrem Kopf lässt etwas nach. Es ist erstaunlich still. Sie ist ja auch allein in dem Haus. Aber das hatte sie gewusst. Manchmal fährt ein Auto vorbei, und plötzlich klopft es. Dreimal kurz hintereinander, wie gegen Holz. Sie fährt zusammen. Es scheint aus der Wand in ihrem Rücken zu kommen. Sie schaut sich um. Sieht aber nichts. Vielleicht arbeitet das Holz, denkt sie, tut es das nicht in dieser Feuchtigkeit? Oder hat doch jemand an die Haustür geklopft? Sie springt auf, öffnet die Tür zum Treppenhaus und schaut aus dem Flurfenster auf die Vortreppe hinunter. Sie ist leer.

Vielleicht ist sie zu spät gekommen? Sie geht nach unten, schließt die Tür auf und schaut hinaus. Sieht aber niemanden, auch auf der Straße nicht. Raucht noch schnell eine Zigarette, so gut das im Regen geht, schließt dann die Tür wieder zu und kehrt in die warme Dachstube zurück. Lässt die Tür zum Treppenhaus jetzt ein wenig offen, damit sie hört, wenn es wieder klopft. Falls es wieder klopft, und falls es wirklich von der Haustür kommt. Denn das Haus ist, als Museum, ja sozusagen öffentlich. Es ist das Haus

des Dichters, den sie für einen der größten hält, nicht nur auf diesen Inseln, und seit seinem Tod sein Museum; sie freute sich sehr, als sie die Zusage bekam, hier wohnen und arbeiten zu können. Und jetzt ist sie da, und das ist gut. Auch wenn sie nicht durch die Räume gehen kann, die noch so sind wie damals, wie es heißt, als der Dichter sie bewohnte; die Wohnungstür im Erdgeschoss ist abgeschlossen. Sie kann vom Flur aus nur über die steile Stiege in den Dachstock hinauf. Es ist eher eine Leiter als eine Treppe, dreizehn Stufen, belegt mit altmodisch gemustertem, ausgetretenem Linoleum, dann ist da die Tür zur Stube mit dem Tisch, drei Stühlen, von denen einer ein wenig wackelt, einem schwarzbraun bezogenen Schlafsofa, einer Teeküche, die aussieht, als sei sie vor Kurzem erst eingebaut worden, und dem Durchgang zum Raum mit dem Bett unter der Dachschräge. Und neben der Tür zur Stube geht es vom Treppenhaus aus in ein Badezimmer; Waschbecken, Klo und Dusche.

Wenn Besucher kämen, solle sie sie in den Vorraum hineinlassen und ihn holen, hat der Nachbar gesagt, der blasse alte Mann, der sie im Regen an der Haustür erwartete, als sie aus dem Taxi stieg, und nach oben führte, wo er gleich alle Lampen anmachte und die Heizung aufdrehte. Er hätte auch eine Klingel installieren können, denkt sie, die direkt zu seinem Haus führt, dann bräuchte hier niemand aufzupassen. Sie sitzt wieder am Tisch und nimmt einen langen Schluck vom Akvavit aus dem Duty-free; hat die müde Zufriedenheit schon wieder er-

reicht, die sie hatte, bevor es klopfte. Dabei ist es gerade halb neun.

Sie nimmt eins der Bücher in die Hand, die sie ausgepackt und auf dem Tisch ausgelegt hat, muss aber immer wieder aus dem Fenster sehen. Ist der Mond aufgegangen? Haben sich die Wolken verzogen? Die Tropfen auf den Scheiben glimmen und zittern. Natürlich wird sie gerne Besucher empfangen; aber das Haus soll vor allem Künstlern und Wissenschaftlern einen Arbeitsplatz bieten. So steht es jedenfalls auf der Homepage. Und woran sie arbeiten will, hat sie bei der Bewerbung angeben müssen.



Am nächsten Morgen regnet es wieder, oder vielleicht immer noch. Das Land kommt ihr trotzdem weit vor; auch wenn es nur ein schmaler Streifen ist unter dem großen Himmel. Und der Horizont ganz unverstellt. Vielleicht liegt es daran, dass fast keine Bäume zu sehen sind? Das Land wirkt nackt, wie freigelegt im hellgrauen Licht.

Der Himmel und der feine Nebel über der Bucht haben die gleiche diesig weiche Farbe; davor sind dunkel glänzende Dächer zu sehen und links hinten, blass, die niedrige, längliche Insel, die vor der Stadt liegt. Wie bloß angedeutet.

Sie hat unruhig geschlafen, aber ungewöhnlich lange. Es ist schon nach zehn Uhr, und jetzt hat sie Hunger.

Sie muss einkaufen gehen. Nimmt den kleinen Stadtplan, den sie sich zu Hause noch ausgedruckt hat, aus der Dokumentenmappe und hält ihn unter die Lampe. Und findet darauf außer Kirchen, Sportplätzen, Restaurants, Hotels und Museen auch zwei Lebensmitteläden eingezeichnet. Der eine liegt fast unten am Hafen und müsste leicht zu finden sein: immer die Straße hinunter, die nach einer gelb markierten Querstraße dann zwar anders heißt, aber noch ein Stück weiterführt; und an ihrem Ende nach rechts.

Sie räumt den Rucksack aus, zieht die gesteppte Jacke an und die Gummischeuhe und geht los. Bindet die Kapuze bald noch fester ums Gesicht und steckt die Hände in die Taschen; der Regen ist zwar fein, aber er wird ihr vom kalten Wind angeworfen, den Knirps holt sie erst gar nicht hervor, er würde nichts helfen. Im Gegenteil. Sie fröstelt, trotz Pullover und warmer Wäsche, und geht schnell. Schaut sich die Häuser, an denen sie vorbeikommt, nicht genau an, auch die Vorgärten nicht.

Es sind kaum Leute unterwegs und nur wenige Autos. Einmal kommt ein roter Bus von hinten, überholt sie in weitem Bogen und spritzt ihr doch die Hose bis zu den Knien nass, aber dann ist sie schon an der etwas breiteren Straße, die den Stadtkern umschließt. Hier ist viel Verkehr, sie kann die Straße nicht einfach überqueren, muss ein ganzes Stück nach links ausweichen bis zu einer Ampel mit Fußgängerstreifen. Hat aber keine Mühe, sich zurechtzufinden.

Das letzte Wegstück führt an kleinen Läden vorbei, einem Reisebüro, einer Holzverschalten, jetzt ge-

schlossenen Bar und einem Schuhladen an einer Ecke mit Auslagekörben unter dem Vordach. Selbst in diesem Wetter; das sieht sie, auch wenn sie den Kopf gesenkt hält. Die Straße steigt jetzt steil an. Es ist nicht mehr weit zum Laden. Einem Supermarkt. Zwei lebensgroße nasse Steinmädchen stehen auf dem Platz davor. Drall und nackt. Aber innen ist es trocken und neonhell, und es scheint alles zu geben, was man braucht. Obst und Gemüse, Fleisch und Fisch, Käse, Nudeln, Konserven, Kuchen, Katzenfutter, Kerzen und Klopapier, lokale Zeitungen, Zigaretten, Tiefkühlkost und Bier, in Dosen und in Flaschen, sogar einheimisches. Jedenfalls in der Landessprache angeschriebenes. Und zwar gleich mehrere Sorten, obwohl sie gelesen hatte, dass Alkohol hier nur im *Monopol* zu kaufen sei. Aber vielleicht gilt Leichtbier nicht als Alkohol? Sie nimmt ein paar Flaschen mit und geht dann weiter, um die wenigen anderen Kunden herum, die zusammenstehen und aufeinander einreden; auch hier scheinen sich alle zu kennen. Sie grüßt halblaut im Vorbeigehen – es könnte sein, dass es hier auch unhöflich ist, es nicht zu tun, wie zu Hause – bekommt aber keine Antwort. Nur lange Blicke. Und ist trotzdem erleichtert. Lässt sich Zeit beim Schauen und Auswählen; es kommt ihr zwar alles ziemlich teuer vor, nicht nur das Obst und Gemüse, das hier oben natürlich nicht gedeiht, sondern auch die ganze Abpackware. Aber von irgendetwas muss sie schließlich leben. Sie lädt den Einkaufswagen voll, genug für den Rucksack und zwei Plastiktüten, und reißt gleich schon vor dem Laden, neben



Verena Stössinger, 1951 in Luzern geboren. Nach Theaterjahren in Berlin Studium der Nordistik, Germanistik und Soziologie in Basel und Aarhus/DK. Gelegentliche Lehraufträge in neuer skandinavischer Literatur an der Universität Basel, Kulturjournalistin, Schreibkurse und Mentoring, Initiantin von Lektorat Literatur.

Verena Stössinger lebt in Binningen und arbeitet an der Universität Basel sowie als Autorin, Lektorin und Kulturjournalistin.